

Dies, Herr Graf, ist der Sinn und Charakter der letzten glänzenden Periode der Chevalerie. Nein! beschwören Sie diesen fürchtbaren Geist nicht herauf! Zu Ludwigs XIV. Zeiten wurden die Tugenden des Ritterthums zu gleichnerischen Formen herabgewürdigt; ihr Gehalt ward Sünde und Schande, der größte Frevler an der Vernunft der Menschheit. Daß ein luxuriöser, reicher, großer Hof imposant sei und großartige, feingeglättete Formen hervorbringe, läugnet Niemand; daß er aber auch die niedrigste Nüchternmacherei und höchst selten einen rühmlichen Helbensinn erzeuge, weiß in unsern Tagen Jeder. — Gern hätte ich es vermieden, Sie an alles zu erinnern, was sich gegen „die hohen Erinnerungen“ des Adels sagen läßt, aber am liebsten hätte ich „den Zauber“ nicht gelöst, der Ihnen über diese letzte Epoche des Glanzes des Ritterthums verbreitet zu sein scheint. Aber vielleicht theilen Sie diese Meinung kaum mit dem hundertsten Theile der Gebildeten Ihres Standes; ja, zu seiner Ehre nehme ich an, daß nur eine liebenswürdige Naisvetät und eine unbewußte Sitteneinheit sich an dem äußern Glanze des Ritterthums zur Zeit des vierzehnten Ludwigs erfreuen möge. Und diese gute Meinung erhöht meine persönliche Hochachtung insbesondere gegen Sie, Herr Graf, mit welcher ich die Ehre habe zu sein &c.

### Sechster Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke &c.

Sie selbst, Herr Graf, sind zu bescheiden, um Ihren eigenen Werth andern Gründen zuzuschreiben, als den Vorzügen, welche Sie durch Geburt, durch die Beziehungen Ihres Standes zur Gesellschaft, kurz durch die Superiorität Ihrer Verhältnisse ohne Ihr Zuthun erlangten. Allein Sie erkennen einen Seelenadel an, „der an keinen Stand geknüpft ist;“ nur finden Sie nicht, daß ein solcher Adel mehr bedeute, als der ererbte, da, was damit im besten Falle erreicht wird, der Erbadel ohne diese besondere Bevorzugung einer verschwenderischen Natur erreiche. In diesem Seelenadel finden Sie indessen einen neuen Beweis, daß von Natur Ungleichheit in der Gesellschaft sei, „weil „der Mensch nicht bloß eine geistige, sondern auch eine sinnliche Natur habe, „die ihn zu Leidenschaften hinreißt, so daß in der Erscheinung des bürgerlichen „Lebens die Philosophie mit ihrem erhabenen Nivellirungssystem sich unmöglich „auf eine der Vernunft entsprechende Weise werde geltend machen können.“

Auch wenn Sie nicht selbst einräumten, daß ein großer Theil des Adels denselben bürgerlichen Leidenschaften unterworfen sei, würde die Erscheinung

des adeligen Lebens den besten Beweis liefern, daß der Seelenadel keineswegs erblich sei, und im besten Falle nur ein äußerer Schein des Besseren die Leidenschaften und Untugenden überlinde, welche dem Menschengeschlechte allzumal ankleben. Allein ich sehe nicht ein, weshalb nun dennoch Männer, welche ihren Seelenadel beurfunden, ihn nicht so gut, wie die seligen Ahnen adeliger Geschlechter, auf ihre Kinder sollten vererben können? Haben diese nun nicht auch hohe Erinnerungen? Und ist es in den mehresten adeligen Familien am Ende nicht auch nur Ein Ahn, welcher Jahrhunderte hinab diese Erinnerungen an sich auf die Enkel vererbte? Gesezt, dieser Seelenadel bildete ebenfalls eine Zunft, und wollte sich nur durch ebenbürtige Ehen fortpflanzen? — Freilich wird der Seelenadel wohl niemals auf diesen sonderbaren Einfall gerathen; aber dennoch: — es ist gewiß kein Grund gegen die erbliche Fortdauer dieses Adels vorhanden, als daß er nicht einer Klasse, sondern der Menschheit erb- und eigenthümlich angehört. Die Klasse wird sich immer sträuben, Vorzüge anzuerkennen, die nicht aus ihrer Mitte hervorgehen. Und weshalb sträubt sie sich dagegen? Aus eigener Hoheit der Gesinnungen? oder aus jenem leeren Hochmuth, mit welchem sie überhaupt ihre Privilegien schützt, da sie durch Gründe der Vernunft dieselben nicht zu schützen im Stande ist. „Nur wenigen Menschen,“ sagt P a s c a l, „ist die Gabe der Erfindung eigen. Diejenigen, welche nicht im Stande sind, etwas Neues zu schaffen, bilden die Mehrheit und sind also die Stärksten; daher sieht man denn täglich, daß die letzteren den Ruhm ihrer Genialität verweigern.“ Sie sehen, Herr Graf, diese Politik des Reides und leeren Hochmuths ist allen Zünften und Geschlechtern eigen und längst durchschaut. Ich rede hier nicht von Ihren eigenen Gesinnungen, deren edleren Gehalt Sie unverhohlen zu erkennen geben. Sollte aber auch „das Reich des Vorurtheils nie ganz zu besiegen sein,“ sollte „das Gefühl des schützenden Gesetzes, die Volkemoral, das Vorurtheil der Menschen für die Vorrechte des Adels,“ erhalten:“ so lange der Adel selbst das Recht und die Realität seiner Vorzüge nur auf Einbildungen und Vorurtheile gründen kann, so lange wird die Meinung des Volks gegen ihn wachsen und seine Existenz bedrohen, bis ein großer Tag des Gerichts die durch Vorurtheile gefesselte Volkemoral befreit.

Die Achtung, welche Sie vor M o n t e s q u i e u hegen, Herr Graf, theile ich mit Ihnen. Auch ich betrachte ihn als ein Orakel, dessen Sprüche eine geistbeherrschende Kraft haben. Allein wenn Montesquieu sich eine Monarchie ohne Erbadel nicht denken konnte, wenn er ihn für die Stütze der Throne hielt, so läßt sich doch nicht läugnen, daß der Adel die meisten Throne zu Grunde gerichtet habe. In Frankreich hat der Adel die Bourbonen zuerst aufgefressen, und nachher durch seine unersättlichen Ansprüche wieder aus dem Reiche vertreiben helfen. C h a m f o r t sagt in seiner scharfen, witzigen

Weise: „der Adel sei der Vermittler zwischen dem Monarchen und dem Volke, wie der Hüterhund zwischen dem Jäger und Hasen.“ Ich möchte wohl behaupten, daß eine Monarchie ohne Geburtsadel weit besser bestehen könne. Man kann wohl sagen, daß der Adel den Monarchen brauche, aber nicht die Monarchie den Adel. Lassen wir uns nicht durch Worte täuschen, wo That-sachen reden. Stellen wir uns einmal die Frage, ob der Adel, oder die Monarchie ein gesellschaftlicher Zweck sei? Und wir werden antworten müssen: der Adel sei höchstens Mittel zum Zweck; denn es ist nicht zu begreifen, wie die Gesellschaft freiwillig sich dazu verstehen sollte, einigen ihrer Glieder Belohnungen der Verdienste der Vorfahren erblich zuzugestehen. Man sieht nicht ein, wie ein solches Zugeständniß überhaupt den Zweck der Gesellschaft fördern könne, sobald derselbe constitutionell in der Beförderung eines gleichen Wohls aller Glieder der Gesellschaft beruht. Begreifen läßt sich wohl, wie sich ein Monarch mit dem Adel der Nation umgeben mag; allein eben so wenig, wie ihm daran liegen könne, diesen Adel erblich zu machen, wenn ihm daran liegt, die besten Kräfte der Nation zur Beförderung ihres Wohls um sich zu sammeln. Gesezt, Herr Graf, einem europäischen Volke widerführe das Unglück, der Monarchie verlustig zu gehen: glauben Sie, daß der Adel an deren Stelle treten könne? Ist eine aristokratische Regierungsform die Bedingung der socialen Bedürfnisse civilisirter Nationen? Kann die Entstehung der Aristokratieen des Alterthums für unsere Zeiten einen Maßstab abgeben? Entwickelten sie sich nicht aus der Kindheit der Völker? Und stellte sich das demokratische Prinzip nicht rasch und stark genug ihnen gegenüber, um die Idee der Republik zu retten? Striche hingegen eine Nation den Erbadel aus ihrer gesellschaftlichen Ordnung: könnte es dann an Männern fehlen, welche dem Monarchen diesen Verlust ersetzen? Sollte er nur mit dem Gedanken, daß die erblichen Vorrechte seiner Umgebung den Thron stützen, regieren können? Hinge der Menscheng Geist wirklich so sehr von der Macht der Gewohnheit ab, daß er auf ewige Zeiten ihr Sklave sein müßte? Oder ist die ererbte Superiorität des Adels über die anderen Stände durch nichts aus dem Reichthume des Menschengestes zu ersetzen? Muß eine Ungleichheit der Rechte, ein Druck der Gesellschaft, überhaupt ein sociales Mißverhältniß stabilirt werden, um den monarchischen Thron stabil zu machen? Könnte dies die Monarchie den Völkern empfehlen?

Alle diese Fragen sind zu wichtig, Herr Graf, als daß ich Sie nicht damit bestürmen sollte. Sobald man die Absurdität behaupten hörte, daß die Volksbewegungen der neueren Zeit Ausbrüche des Fanatismus eines ungezügelten Pöbels seien, dachte man an die Bemerkung eines großen Mannes, der es bitter tabelte, daß der Adel die Fürsten verführe, das Volk immer nur als Partei im Staate zu betrachten, und an den Höfen alles verschworen sei,

die Fürsten zu belügen. Anarchie ist das Gespenst, womit die Gewalthaber die politischen Kinder schrecken. Indessen schreien die Völker nach wahrer Freiheit, wie Kinder nach der Mutter Brust. Sie stoßen alle künstlichen Mischungen und Spielwerke von sich, welche man ihnen darreicht, und verlangen die reine Nahrung der Natur, die man ihnen am Ende doch wohl wird geben müssen. Völker, die verdienten frei zu sein, sind es noch immer geworden. Der Pöbel und fanatische Ideologen mögen Ausschweifungen begehen und die Macht dazu für Freiheit halten; ein Volk geräth nie in diesen Irrthum. Und doch ist die Autonomie des Pöbels kaum, ja gewiß nicht so schlimm, als die Autonomie der Ritterschaft und des Adels im Mittelalter, weil sie nicht dauern und Rechtsverhältnisse begründen kann. Die Intelligenz der Völker haßt alle Willkühr; die Willkühr der Beamten, des Adels, der Fürsten; sie wird daher die Willkühr des Pöbels nicht lieben. Es ist kein Streit um die Art der Willkühr, welche man über sie ausüben soll; wer darum streitet, ist höchstens ein cultivirter Knecht; es ist der Kampf der Intelligenz gegen alle Willkühr, was die Völker bewegt. Ein solcher Kampf ist ohne Eigensucht; nur Herrsucht verschwifert sich mit ihr; ein Kampf um ewiges Recht bringt die Menschheit bei ihr selbst zu Ehren. Aber „das Bessere soll so schnell seinen Sieg nicht vollenden, als es der ideale Flug verlangt,“ sagt Arndt, „damit es inniger mit dem ganzen Menschen zusammenwache. Pflicht und Recht müssen ihren Kampf durchkämpfen gegen Anmaßung, Uebermuth und Willkühr, und aus diesem Kampfe selbst mit größerer Verständigung und Stärkung hervorgehen.“

Jedes Volk hat einen natürlichen Adel, nämlich die Tapfersten und Klügsten des Landes. Dieser Adel ist nicht erblich, aber er ist genügend. Was würden Sie sagen, Herr Graf, wenn Sie den Krebs die Fische schlechte Schwimmer nennen hörten? Und doch lautet es gerade so, wenn man den Erbadel von seinen Vorzügen über diesen wahren Adel reden hört. Sie dürfen daher nicht in Verlegenheit sein, womit der Monarch sich umgeben solle, wenn „das Corps des Erbadeles“ die Umgebung des Thrones nicht mehr bilden soll. Ich folge Ihren Gründen nicht, weshalb dieser Erbadel, „den seine hohen Erinnerungen, sein feiner Ton und das Vorurtheil des Volks erheben,“ einem neugeschaffenen, nicht erblichen Adel von „Parvenus,“ oder gar einem Geldadel vorzuziehen sei. Ihre Vorstellungen scheinen hier absichtlich sich bei der gemeineren Klasse der vornehmen Gesellschaft aufzuhalten. Sie idealisiren einen übermüthigen Geldaristokraten, einen durch Ränke emporgekommenen Günstling, und einen Phönix von Geistesadel, und stellen diese dem Erbadel gegenüber. Dies, Herr Graf, sind keine Argumente, sondern Voraussetzungen, die man nie machen darf, wenn man einen Beweis führen will. Der gemeine Selbsthoh ist unter unserem Erbadel eben so zu

Hause, wie unter anderen Klassen der Gesellschaft, und schlimmer bei ihm, weil er noch mit einem anderen hohlen Stolze gepaart zu sein pflegt. Lesen Sie Ihren Montesquieu in allen Theilen seines unsterblichen Esprit des Lois, so kann Ihnen nicht entgehen, daß er ganz andere Bedingungen des Erbadeis aufstellt, als diese unerheblichen Gegensätze. Nach seiner Meinung ist das Geld, überhaupt Reichthum und Wohlstand das Mittel, Bildung zu erwerben; und deshalb wünscht er seinem Adel große Schätze. Allein es ist höchst natürlich, daß eine an sich nicht natürliche Regierungsform, wie die monarchisch-erbaristokratische, welche er zeichnet, ihre Dauer durch unnatürliche Mittel zu verewigen suchen müsse; und eben so natürlich ist es, daß Montesquieu überall, wo er zu beweisen sucht, daß die Monarchie in seinem Sinne — die künstlichste aller Staatsformen — auch die beste sei, seinen Beweis am wenigsten gelingen sah. Alle künstliche Theorien hat der menschliche Geist zu nichte gemacht, und besonders haben politische Theorien ihn von seher dazu gereizt. — Burke, den Sie ebenfalls als Gewährsmann für die Unentbehrlichkeit des Adels anführen, überlebte seinen Ruhm; er war der letzte theoretische Staatsmann, und hielt seine schönsten Reden vor leeren Bänken. Seine Doctrin von der Legitimität und dem Adel bewies zur Genüge, daß der Glaube daran verschwunden war. Kein vernünftiger Mensch kümmert sich mehr um Theorien. Alle Theorien sind exclusiv, und so lange die Regierung eines constitutionellen Staates von gewissen Theorien ausgeht, kann der Frieden in dem Staate nicht heimisch werden. Die Intelligenz kennt die Theorien bloß als Uebergänge zur Vernunft, und die Darstellung dieser im Leben ist die Aufgabe des Lebens der Menschheit, und ihrer Theile, der einzelnen Völker und Menschen.

Der intelligente Fürst, Herr Graf, kann daher die politischen Ideologen nicht loben; er muß ihre Untauglichkeit zu Geschäften beklagen, und wird, sobald er kann, sich ihrer zu entledigen suchen. Ein Adel aber, der auf solche Ideologien sich gründet, erscheint der intelligenten Gesellschaft untauglich, ihre großen Interessen zu begreifen, weil er diese zu seinem eigenen Vortheile beschränkt. Wüßten Sie aber Ihre eigenen noblen Gesinnungen Ihrem ganzen Stande mitzutheilen, so würde ich mich freuen, die Hochachtung ungetheilt auf denselben übertragen zu können, mit welcher ich stets die Ehre habe mich zu nennen &c.